

...inklusive Arbeit.

Teilhabe am Arbeitsleben für Menschen mit schwersten Behinderungen und hohem Unterstützungsbedarf ist ein weitgehend unbearbeitetes und unbeachtetes Feld. Aber eine inklusive Gesellschaft muss auch die Möglichkeit der Teilhabe am Arbeitsleben für alle Menschen beinhalten. Inklusion geht nur inklusive Arbeit. Die Prinzipien der Sozialraumorientierung sind hierbei hilfreich und wichtig, müssen aber an die speziellen Anforderungen des Personenkreises angepasst und weiterentwickelt werden.

1. ...inklusive Arbeit!¹

Inklusion ist eine tolle Idee. „Niemand wird ausgeschlossen, alle gehören dazu.“ (Montag-Stiftung 2012, 18) So wird es ein: Es gibt keine Sonderkindergärten mehr, alle Kinder mit Behinderungen besuchen gemeinsam mit den anderen die allgemeinen KITAs. Auch die Sonder-, Förder- und Kooperationsschulen sind aufgelöst, sogar die Gymnasien, alle Schüler und Schülerinnen lernen gemeinsam. Beim Straßenfest sitzen und feiern der Student, die Familie der syrischen Asylbewerber, die leicht demente Dame von gegenüber, der Millionär aus der Villa am Ende der Straße, dem die Schokoladenfabrik gehört, die psychisch kranken Mitglieder der betreuten Wohngemeinschaft und die schwerstbehinderten Bewohner der Wohngruppe zusammen mit den anderen Bewohnern der Straße ein fröhliches Fest.

Eine tolle Gesellschaft, keiner wird mehr ausgegrenzt. Keiner? Oder gibt es doch noch Ausgrenzung in der inklusiven Gesellschaft, wie sie uns vorschwebt?

Tatsächlich gibt es sie noch, die Sondereinrichtungen, die argumentativ um ihre Existenz ringen und auch in der inklusiven Gesellschaft der Zukunft dringend benötigt würden: „Werkstätten, Integrationsfirmen und Förderstätten bleiben ... auch in Zukunft unverzichtbare Angebote.“ schreibt die Bundesvereinigung Lebenshilfe (2012, 1). Auch Gudrun Cyprian betont, dass Werkstätten für behinderte Menschen zukünftig „in ihrer bisherigen Form Bedeutung behalten: Als zeitlich begrenzte Maßnahme oder für Personengruppen, die einen sehr hohen Assistenzbedarf haben.“ (in Basener, Häußler 2008, 72)

Schnell ist die Forderung aufgestellt, Menschen mit Behinderung sollen die Möglichkeit erhalten, am Arbeitsleben teilzuhaben. Aber Inklusion bezieht sich, mehr oder weniger klar benannt, auf die nicht-wirtschaftlichen Bereiche unserer Gesellschaft: die Freizeit, die Bildung, Kultur, Breitensport. Die gesamte Arbeitswelt und damit ein, wenn nicht *der* zentrale Bereich der Gesellschaft, bleibt wie selbstverständlich ausgespart. Inklusion sollen wir uns „marktkonform“ nur dort denken, wo es „den Märkten“ nicht schadet (BDA 2011, 3).

Menschen mit schwersten und mehrfachen Behinderungen, mit problematischen Verhaltensweisen, mit Unterstützungsbedarfen, die von Fachleuten als hoch eingestuft werden, bleiben bei der Idee der Inklusion im Arbeitsleben außen vor.

Aber wenn wir eine inklusive Gesellschaft als konkrete Utopie anstreben, kann und muss die Arbeitswelt eingeschlossen werden. Inklusion geht nur inklusive Arbeit.

¹ Vortrag auf dem 43. Martinstift-Symposium in Linz 9.10.2015: Sozialraum - Orientierung oder neuer Hype?

„Werkstätten für Menschen mit Behinderung sind keine Einrichtungen, die mit der VN-BRK im Einklang stehen, weil sie Sonderwelten generieren und Teilhabe verunmöglichen.“

(Theresia Degener 2013)

2. Was ist Arbeit eigentlich?

Der Begriff „Arbeit“ weckt in uns verschiedene und sehr unterschiedliche Assoziationen.

Was Arbeit ist und was nicht ist nicht naturgegeben, sondern abhängig von geschichtlichen Entwicklungen und von gesellschaftlichen Faktoren (vgl. Grampp et al 2010, 28, Weber 2006). Erst mit dem Entstehen des Kapitalismus entstand abstrakter Begriff von Arbeit, der etwa mit unserer heutigen „Alltagsvorstellung“ übereinstimmt.

Diese Vorstellung ist von der kapitalistischen Produktion geprägt und meint im Kern, dass Arbeit ist, was wirtschaftlich verwertbar, d.h. profitabel ausbeutbar ist.

Ein Bauarbeiter, der eine Straße ausbessert oder ein Bergmann, der Kohle abbaut, leisten „richtige“ Arbeit. Aber auch der Schäfer, der seine Herde beobachtet, arbeitet, ebenso wie die Sekretärin, die vor dem PC sitzt. Auch der Fußballprofi, der seinen Gegenspieler im Zweikampf mit dem Ellenbogen ins Gesicht schlägt oder einen Elfmeter verschießt, ist bei der Arbeit.

Aber was ist mit den Pädagogen, die eine Fortbildung über Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe besuchen oder einen Artikel darüber lesen? Ist das Arbeit, oder ist das „Dialog und Erleben von sinnlichen Eindrücken“, „Tagesstruktur im aktivierenden Umfeld mit Mittagessen“ oder „angemessene Förderung und Lebensgestaltung“, um ein paar Sätze aus Konzepten von Tagesstätten und Fördergruppen zu zitieren?

Um zu erklären, ob und warum das wirtschaftlich verwertbare Arbeit ist, müssen wir schon um einige Ecken argumentieren. Wenn es uns betrifft, nehmen wir es auch nicht so genau mit der direkten wirtschaftlichen Verwertbarkeit unserer Arbeit.

Und unser Alltagsbegriff wandelt sich weiter: Es arbeiten der Politiker, der Künstler, der Philosoph, wer zu Hause kocht und putzt macht Hausarbeit, wer mit seinem Partner diskutiert macht Beziehungsarbeit, Eltern machen Erziehungsarbeit, wer Großmutter zuhause behält macht Betreuungsarbeit, wer sich erholt macht Regenerationsarbeit, wenn ein lieber Mensch stirbt, machen wir Trauerarbeit, wer zur Therapie geht arbeitet an sich selbst, im Fitnessstudio machen wir Körperarbeit und im Urlaub Erholungsarbeit usw. usf.

Arbeit nutzen wir in verschiedenen Zusammenhängen, wenn es uns betrifft. Über einen behinderten Menschen in unserer Förderstätte würden wir nicht sagen, er macht Regenerationsarbeit, wenn er schaukelt, oder er macht Beziehungsarbeit, wenn er sich mit seinem Kollegen streitet.

Marie Jahoda hat bereits in den 1920er Jahren sehr genau und nach wie vor gültig beschrieben, welche Bedeutung, welchen Sinn und Nutzen Arbeit für uns hat.

Sie begründet „Arbeit“ anthropologisch, indem sie betont, Arbeit sei „nicht nur ein unveräußerliches Recht (...), sondern das innerste Wesen des Lebendigseins.“ (Jahoda 1983, 24) Arbeit, so Marie Jahoda, macht Erlebnisse innerhalb von fünf Kategorien unumgänglich: **Erstens** erzwingt sie ein charakteristisches Zeiterlebnis. Sie teilt den Tag, die Woche, das Jahr und das ganze Leben in regelmäßige Perioden von Arbeit und Freizeit.

Zweitens erweitert die Arbeit den sozialen Horizont der Menschen über die Familie und die Nachbarn und selbstgewählten Freunden hinaus. Arbeitskollegen nicht selbst aussuchen kann und weil Kontakt mit ihnen weniger emotionell ist als in der Familie, bereichert er das Wissen um die Welt.

Drittens demonstriert die Arbeit, dass unsere Bedürfnisse Zusammenarbeit von vielen benötigen.

Viertens bestimmt die Eingliederung der Menschen in den Arbeitsprozess ihren Platz in der Gesellschaft.

Fünftens erzwingt die Erwerbstätigkeit regelmäßige, systematische Tätigkeit, deren Zweck über persönliche Zwecke hinausgeht und den Arbeitenden an die soziale Realität bindet. (Jahoda 1984, 12f)

Auch wenn sich die Arbeitsbedingungen und Kräfteverhältnisse seitdem gewandelt haben treffen diese Beschreibungen von Marie Jahoda nach wie vor zu.

Arbeit und Erwerbsarbeit sind nicht das Gleiche. Auch hier wusste schon Marie Jahoda, dass es sich bei Arbeit „eindeutig um einen übergeordneten Begriff, der Erwerbstätigkeit einschließt, jedoch nicht darauf beschränkt ist“ handelt (Jahoda 1983, 25).

Arbeit hat in unserer Gesellschaft und Kultur einen hohen Stellenwert. Das Recht auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben schließt daher hierzulande unbedingt das Recht auf Teilhabe am Arbeitsleben ein.

Es geht nicht um die dogmatische Verordnung einer Arbeit, wohl aber um das Recht jeder behinderten Person, ungehindert am Funktionssystem Arbeitsmarkt teilhaben zu können. Und das kann man auch, wenn man nicht in der Lage ist, ein Mindestmaß wirtschaftlich verwertbarer Arbeit zu leisten oder als „arbeitsfähig“ diagnostiziert wurde. Teilhabe heißt ja nicht alles können was die anderen können, sondern am Leben teilnehmen. Jeder kann ein Fußballspiel im Stadion oder beim Public-viewing verfolgen und an dem Ereignis teilhaben, ohne zu wissen, was passives Abseits ist, sogar ohne zu wissen, wer „die Österreicher“ oder „die Deutschen“ sind.

Menschen mit Behinderung müssen nicht alles verstehen um teilzuhaben, das tun wir auch nicht.

3. Erstes Beispiel: Arbeit in der ASB-Tagesförderstätte Bremen

Im konzeptionellen Mittelpunkt der ASB-Tagesförderstätte in Bremen steht seit dem Beginn 1989 das tätigkeitsorientierte Selbstverständnis als Einrichtung zur Teilhabe am Arbeitsleben für die Beschäftigten. Das primäre Ziel ist nicht die Förderung von Eigenschaften oder Fähigkeiten nach den Vorstellungen der Mitarbeitenden oder „entwicklungsförderliches Beisammensein“, sondern das Angebot von strukturierten und in Arbeitsprozessen eingebundenen Tätigkeiten. Eine klare Tagesstruktur bietet einen konstanten Orientierungsrahmen. In kleinen Arbeitsgruppen und Werkstätten werden Arbeitsabläufe so aufbereitet und gegliedert, dass für jeden Beschäftigten der Einrichtung ein passendes Arbeitsangebot gefunden werden soll.

4. Aber:

Eigentlich ist das ja noch nicht die wirkliche Teilhabe am Arbeitsleben. Was machen wir in unserer Tagesstätte? Wir inszenieren Arbeit und versuchen, diese Inszenierung so zu gestalten, dass unsere Beschäftigten tätig werden können.

Dieser „Budenzauber“ Inklusion (Sierck 2012) wird als zentraler Begriff der Behindertenrechtskonvention (BRK) gesehen, obwohl keineswegs der Kern der BRK ist (Jantzen 2015).

In Sondereinrichtungen wie Tagesstätten oder auch Werkstätten für behinderte Menschen Arbeitstätigkeiten verrichten, deren Produkte dann der Gesellschaft „draußen“ zur Verfügung stehen, ist schon mal besser als „entwicklungsförderliches Beisammensein“ als Kern der Konzeptionen. Aber es genügt noch nicht den Anforderungen der BRK und ist auch nicht Inklusion. Inklusion oder Teilhabe (Fröhlich 2015) kann von ihrem Wesen her nur außerhalb von Sondereinrichtungen im Gemeinwesen stattfinden.

Dazu müssen wir umdenken:

Frau Metz hat in ihrer Kindheit und Jugend viel Isolation, Gewalt und Missbrauch erfahren. Sie ist jetzt 24 Jahre alt und erscheint als autistisch. Schnell verliert sie den Boden unter den Füßen. Sie schreit dann sehr laut, schlägt gegen Türen und Wände und befreit sich durch selbstverletzende Verhaltensweisen von ihrem emotionalen Schmerz. Kurze Zeit war sie in einer Werkstatt, aber beide Parteien waren mit dieser Situation völlig überfordert. Es kam zu extremen Krisen bei Frau Metz und handgreiflichen Auseinandersetzungen mit den Mitarbeitern. Seit über zwei Jahren besucht sie unsere Tagesförderstätte, bemalt dort Seidentücher und hilft bei der Pflege unserer Meerschweinchen. Bei den Einkäufen von Futter und Zubehör muss sie zwar manchmal ein bisschen weinen und die Hand vor die Augen halten, größere Zwischenfälle hat es aber nicht gegeben.

In einem Gespräch über ihre Wünsche sagte sie, dass sie gern in einem Restaurant arbeiten würde. Vor zwei Jahren hätten die Mitarbeiter überlegt, dass Frau Metz den Tisch im Gruppenraum decken oder das Geschirr abwaschen könnte. Vielleicht hätte man auch die Kolleginnen unserer Verteilküche gefragt, ob Frau Metz dort mittags bei der Essenausgabe helfen kann. Jetzt haben wir überlegt, dass wir Kontakt zum benachbarten Altenpflegeheim aufnehmen um mit ihr dort zu arbeiten. Sicher nicht jeden Tag, aber wir könnten vielleicht zunächst einmal in der Woche für eine Stunde mit Frau Metz dorthin gehen und im Tagesraum den Tisch mit eindecken helfen.

5. Inklusion geht nur mit der Orientierung auf den Sozialraum

Hilfen für Menschen mit Behinderung haben ihre Wurzeln nicht im Kleinen, im Gemeinwesen, sondern möglichst weit außerhalb, abseits der Gesellschaft. So ist unser Hilfesystem entstanden, es ist alt und mächtig und ändert sich nicht mal so eben, weil wir grade Inklusion und Selbstbestimmung gut finden.

Das Fachkonzept Sozialraumorientierung hilft da weiter. Es kommt aus der Jugendarbeit und ist für das Anliegen, dieses System zu verändern, unverzichtbar. Wir sind es traditionell gewohnt, die Einzelperson zu betrachten, herausgelöst aus ihrem sozialen Umfeld, einzeln in

der Welt. Im Fachkonzept Sozialraumorientierung geht es dagegen „nicht darum, Menschen zu verändern, sondern Arrangements zu schaffen und Verhältnisse zu gestalten. Der Fokus ist immer die Umwelt, das Feld, in dem sich die jeweiligen Akteure mit ihren Interessen und Lebensentwürfen bewegen.“ (Hinte 2011, 101). Sie will „soziale Räume verändern und nicht psychische Strukturen von Menschen. Wir akzeptieren, dass es unendlich viele Lebensstile gibt, mit denen Menschen zufrieden sein können.“ (Hinte 2001, 77)

Das Konzept der Sozialraumorientierung bedarf aber ergänzender Überlegungen für die Arbeit mit Menschen mit schwerer Behinderung.

6. Ergänzende Überlegungen zur Sozialraumorientierung

Wo und was ist der Sozialraum bei Menschen mit schwersten Behinderungen?

Man kann mit den Strukturen und Mitteln der Aussonderung keine Teilhabe erstellen. Inklusion, Teilhabe kann nicht in Sondereinrichtungen stattfinden, sondern muss sich im sozialen Nahraum ereignen. Aber wo ist der? Wo ist der Sozialraum von Menschen mit schwersten Behinderungen, an dem wir uns orientieren wollen?

Klassisch wird der Sozialraum als soziogeografisch begrenzter Raum gesehen: das Quartier, die Nachbarschaft. Aber schwerstbehinderte Menschen haben kaum Kontakt zur Nachbarschaft. Die Lebenswelt der Menschen ist oft das eigene Zimmer, das Heim, der Bus und die Förderstätte mit den jeweiligen Mitarbeitenden.

Eine andere Auffassung vom Sozialraum sieht ihn nicht auf die geografische Dimension reduziert. Danach beschreibt der Sozialraum den sozial konstruierten Raum, die Netzwerke, den Freundeskreis, den ein Mensch hat. Auch diese Definition ist für Menschen mit schwersten Behinderungen nur sehr eingeschränkt nutzbar. Sie haben in der Regel kaum ein soziales Umfeld außer anderen Menschen mit ebenfalls schwersten Behinderung und Mitarbeitenden.

Am Rande sei noch erwähnt, dass eine dritte, neuere Sicht des Sozialraums sich auf Menschen bezieht, deren Sozialraum räumlich nicht wesentlich über das Treppenhaus hinausgeht und zu beachtlichen Teilen in der Schattenwelt der asozialen Netzwerke im World Wide Web stattfindet.

In einer Geschichte aus dem Lukas-Evangelium wird erklärt, was der Sozialraum ist: Jesus spricht mit einem Schriftgelehrten und sagt ihm, er solle seinen Nächsten lieben wie sich selbst. Dieser fragt Jesus schlau, wer sein Nächster sei, das sei doch sein Nachbar. Da erzählt Jesus diese Geschichte: Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho und wurde überfallen. Die Räuber plünderten ihn aus und ließen ihn halbtot liegen. Zufällig kam ein Priester vorbei, kurz danach ein Levit, beide halfen ihm nicht und gingen weiter. Dazu muss man wissen, dass die Priester und die Leviten sozusagen Nachbarn waren, die dort lebten. Dann kam ein Mann aus Samarien auf der Durchreise vorbei. Samarien lag weit entfernt, außerdem waren die Leute von dort nicht gerade beliebte Zeitgenossen bei den Ortsansässigen. Der half dem Mann, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann kümmerte er sich auch noch um die weitere Versorgung des Mannes.

Das erzählt Jesus und fragt dann etwas rhetorisch: „Wer von diesen dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde?“ (Lukas-Evangelium 10,25-37)

Der „Nächste“ ist nicht unbedingt der Nachbar, der gerade in der Nähe ist. Der Sozialraum ist nicht Ergebnis geografischer Nähe, sondern Produkt sozialer Prozesse. Wir müssen also soziale Prozesse initiieren mit Menschen, die „die Nächsten“ werden könnten, die uns helfen, die mit uns kommunizieren. Das müssen wir für und mit jedem einzelnen Menschen mit schwersten Behinderungen gestalten.

Brauchen die Menschen mit schwersten Behinderungen nicht unseren Schonraum?

Bevor wir uns Gedanken über die Belastungen und Zumutungen eines integrativen oder inklusiven Systems machen, sollten wir uns über die Zumutungen des bestehenden Hilfesystems klar werden: „Menschen gelten als behindert und in ihren Fähigkeiten -gerade auch den sozialen- eingeschränkt, und doch werden von ihnen ganz selbstverständlich enorme Leistungen in Bezug auf Anpassung, Rücksichtnahme und Verständnis im Zusammenleben erwartet -Leistungen, die ‚normale‘ Menschen nicht ohne weiteres in diesem Ausmaß zu erbringen bereit wären.“ (Pörtner 2008, 107)

Natürlich brauchen diese Menschen unseren Schutz, aber den müssen wir da organisieren, wo die Gesellschaft stattfindet. Uns das bei Menschen mit sehr schweren Behinderungen oder stark herausforderndem Verhalten vorzustellen fällt uns schwer, wir müssen das ja auch nicht sofort umsetzen, aber wir müssen anfangen uns dieser Aufgabe stellen und können sie nicht auf Dauer durch Exklusion umgehen.

Wie ist das mit dem Willen und der Selbstbestimmung?

In der ganzen bisherigen Geschichte der zumindest halbwegs professionellen Betreuung von Menschen mit Behinderungen, also grob gesagt in den letzten 500 Jahren, galt der Grundsatz, dass alle möglichen Menschen und Institutionen (die Kirche, der Staat, die Fachleute) wissen, was für Menschen mit Behinderung gut und richtig ist, nur nicht die behinderten Menschen selber. Daraus ergaben und ergeben sich für die Betroffenen vielfältige Folgen, die sich mit Stichworten wie „Fürsorge“, „Mitleid“, „Macht“, „Ausgrenzung“ und „Gewalt“ umschreiben lassen.

Seit einigen Jahren wird ein Paradigmenwechsel verortet und verkündet.

Aber was heißt Selbstbestimmung bezogen auf Arbeit und für Menschen mit schwersten Behinderungen?

Zum einen gibt es den Standard, „nichts über mich ohne mich“ in unserem Wirtschaftssystem bezüglich Arbeit nicht. Dies ist von uns nicht unmittelbar zu ändern, aber zu berücksichtigen.

Die zweite Frage ist die der Interpretation von Selbstbestimmung für Menschen mit schwersten Behinderungen.

Ich kann nur in den Angelegenheiten über mich selbst bestimmen, über die ich weiß, in denen ich Erfahrungen habe. Deswegen ist Bildung Voraussetzung für Selbstbestimmung.

Im Verlauf der Auflösung der psychiatrischen Langzeitklinik „Kloster Blankenburg“ haben wir mit den Patienten besprochen, wie sie ihr Zimmer im Wohnheim in Bremen einrichten wollen. Viele wünschten sich ein Bett. Auf Nachfragen, was für ein Bett es ein solle, ernteten wir oft Unverständnis: „Ja, so ein Bett, wie hier im Schlafsaal.“ Einige wünschten sich noch einen Nachtschrank, „so einen wie hier“ (einen Krankenhaus-Blechnachtschrank). Eine noch geringere Zahl an Befragten wollte auch noch einen Tisch und einen Stuhl haben und verwies auf die auf dem Tagesraum stehenden Möbel. Fast niemand wünschte sich einen Schrank. Kaum jemand verfügte

über persönliches Eigentum, was in einem Schrank hätte aufbewahrt werden können. Auch die Kleidung wurde nicht nach persönlichem Besitz, sondern grob nach Größe verteilt.

Wenn Menschen einen sehr eingeschränkten Sozialraum haben, isoliert in Sondereinrichtungen leben, wie dies die Regel für erwachsene Menschen mit schwersten Behinderungen ist, sind auch ihre Möglichkeiten der Selbstbestimmung stark begrenzt. Oliver Koenig (2015, o.S.) weist darauf hin, dass Menschen, die unter Bedingungen struktureller oder symbolischer Gewalt leben weniger Zugang haben zu Ressourcen, „die notwendig sind, damit ein Mensch (...) auf die Zukunft gerichtete Vorstellungen darüber entwickeln kann, wie sie/er leben oder arbeiten möchte“. Dazu gehören nach Koenig Informationen, Bildungsmöglichkeiten, Erfahrungen von Konstanz und Stabilität von Bezugspersonen und Grundbedürfnissen wie Zutrauen, Anerkennung, Zugehörigkeit, Erfahrung von gleichberechtigter und transparenter Unterstützung und Erfahrungen von Selbstwirksamkeit. Menschen mit schwersten Behinderungen erleben dagegen häufig andere Mechanismen, die Koenig als Formen von Gewalt ansieht:

- „Isolierte und infantilisierende Lebensbedingungen und Umgangsformen mit häufigen biographischen Trennungserfahrungen und der Erfahrung von Zurückweisung.
- Fehlen von Rollenvorbildern sowie Versorgung mit Informationen, Reflexionsmöglichkeiten und Möglichkeiten der Aufarbeitung negativer Erfahrungen.
- Eingeschränkte Erwartungshaltungen, fehlendes Zutrauen und durch Abhängigkeit geprägte Lebensverhältnisse mit mangelndem Durchsetzungs- und Selbstwirksamkeitserleben“ (Koenig 2015 o.S.).

Unter solchen Lebensbedingungen geben sich Menschen mit dem Bestehenden zufrieden oder streben Identitätsziele an, „die innerhalb der jeweiligen strukturellen Grenzen ihrer Lebenswelt einfacher beeinfluss- und gestaltbar erscheinen und basale Bedürfnisse nach Zugehörigkeit, Anerkennung, Kommunikation und Zuwendung befriedigen.“ (Koenig 2015, o.S.)

Welche Bedürfnisse wir entwickeln, hängt davon ab, was die Gesellschaft jedem von uns zu geben bereit ist.

Ein weiterer Aspekt:

Sollen wir selbstverletzende Verhaltensweisen oder extrem herausforderndes Verhalten als eigenen Lebensstil sehen, für den wir einen entsprechenden Raum zu gestalten haben?

Wenn wir Selbstbestimmung „isoliert glorifizieren“ (Dörner 2007, 17), verwischt schnell die Grenze zwischen Selbstbestimmung und Selbstüberlassung.

Bei Menschen mit schwersten Behinderungen kommen wir nicht umhin, stellvertretende Entscheidungen zu treffen. Unter Umständen sind wir sogar dazu verpflichtet, gegen den Willen der Person zu verstoßen

Wenn wir uns mit Menschen mit schwersten Behinderungen in das Arbeitsleben aufmachen, müssen wir das eventuell auch stellvertretend entscheiden. Wir werden gemeinsam viel erleben, erfahren und lernen. Das wird dazu führen, dass Menschen Wünsche und Bedürfnisse entwickeln, Alternativen kennen lernen. Trotzdem müssen wir uns darauf einstellen, viele Entscheidungen stellvertretend zu treffen. Das tun wir jetzt ja auch in unserer Einrichtung. Wichtig ist nur, dass wir es reflektiert machen, uns unserer Verantwortung bewusst sind und uns immer bemühen, den Willen der Menschen zu

ergründen. Instrumente dafür stellen z.B. die Methoden der Persönlichen Zukunftsplanung bereit (vgl. Doose 2013).

Wie findet Raumkonstruktion und Raumeignung bei Menschen mit schwersten Behinderungen statt?

Sozialräume entstehen durch Interaktion von Menschen im Laufe ihres Lebens. Sie sind nicht einfach da und werden betreten. Und sie haben für verschiedene Menschen verschiedene Bedeutungen.

An einem bestimmten Ort können unterschiedlichste Räume entstehen (Deinet 2007, 56). Das Bremer Weserstadion zum Beispiel ist für manche Menschen aus Bremen mit gutem Erinnerungsvermögen der Ort großer Siege des SV Werder Bremen. Für andere Menschen, zum Beispiel aus der befreundeten Nachbar- und Hansestadt Hamburg, ist es ein Ort unangenehmer Niederlagen. Heute gibt es viele Menschen, für die ist es ein Ort, an dem Werbung für Tierquälerei und Massentierhaltung gemacht wird. Für eine Kollegin ist es der Ort, wo sie ihren jetzigen Mann beim Konzert von Bruce Springsteen getroffen hat. Und für wieder andere ist es der Ort, wo sie ihre erste Schlägerei mit der Polizei bei der Rekrutenvereidigung 1980 erlebt haben, als Polizist daran beteiligt waren oder gar als V-Mann des Verfassungsschutzes das Ganze mit angezettelt haben. Jeweils ist es der gleiche Ort, für jeden Beteiligten aber ein anderer Raum.

Raumentwicklung ist „eine soziale Konstruktionsleistung der Menschen“. Unterschiedliche Menschen haben ein „je spezifisches, also auch unterschiedliches Verhältnis zum gleichen Ort“ (Braun 2004, 24).

Auch von Menschen mit schwersten Behinderungen kann der Sozialraum sehr verschieden empfunden werden. Menschen sehen nicht nur, sie fühlen, hören und riechen auch. Bei Menschen mit schwersten Behinderungen können diese Sinne eine höhere Bedeutung haben. Wo wir eine schöne Werkshalle mit interessanten Maschinen sehen, können Gerüche und Geräusche die Konstitution vom gleichen Raum prägen.

Wir müssen das gestalten, organisieren. Und zwar so, und darum ist unsere Fachlichkeit gefragt, dass es für den einzelnen Menschen mit schwerster Behinderung jeweils angemessen anzueignen ist und für ihn ein Sozialraum entsteht.

Arbeitsweltbezogene Teilhabe kann für diesen Personenkreis nicht von oben aus der Institutionsperspektive gestaltet werden, sondern für jede Person individuell, personenzentriert.

7. Sozialraumorientierung geht nur personenzentriert

In dem Grundsatz, nicht institutionsbezogen zu agieren und den Willen des einzelnen Menschen in den Mittelpunkt zu stellen, trifft sich Sozialraumorientierung mit Personenzentrierten Ansätzen. Sozialraumorientierung ist „ein hochgradig personenbezogenes Konzept“ (Fehren 2011, 443). Methoden und Grundsätze der Persönlichen Zukunftsplanung bieten gerade beim Einstieg in die Arbeitswelt viele Möglichkeiten, diesen Willen zu erkunden, Netzwerke zu knüpfen und Unterstützer zu finden.

Aber auch Netzwerke können unterdrücken und überversorgen. Wir brauchen besonders für Menschen mit schwersten Behinderungen, die selten über gut verständliche Mittel verfügen sich auszudrücken, ein Instrument, das hilft, die „feine Linie“ die zwischen Fürsorge und

Unterdrückung gezogen ist, zu erkennen (Bauman 1995, 141). Das ermöglicht das Personenzentrierte Konzept von Marlis Pörtner (vgl. Pörtner 2008). Sowohl das Personenzentrierte Konzept als auch die Sozialraumorientierung vertrauen darauf, dass „Menschen im Kern konstruktiv und vertrauenswürdig sind sowie alle Ressourcen besitzen, um ihr Leben in der ihnen gemäßen Art und Weise zu gestalten.“ (Hinte 2009, 21)

Beide Konzepte wenden sich gegen den Förderenthusiasmus der Sonderpädagogik und stellen den Willen des Menschen in den Mittelpunkt. Marlis Pörtner kritisiert den „Verschleiß an Zeit und Energie durch ebenso unnötige wie destruktive Machtkämpfe, wenn Mitarbeitende auf Biegen und Brechen irgendwelche Vorstellungen durchsetzen zu wollen, die sie gut finden, die aber bei den Bewohnern nicht ankommen.“ (Pörtner 2008, 115f)

8. Des Beispiels zweiter Teil: Auf dem Weg zur Sozialraumorientierung

Der alte Gedanke der Sozialhilfe, die Klienten so lange zu fördern, bis sie in die Werkstätten eingegliedert werden können, die wiederum dann weiterfördern bis zur Eingliederungsfähigkeit in den allgemeinen Arbeitsmarkt hat erstens nicht funktioniert und widerspricht zweitens den Grundgedanken der Inklusion und der Teilhabe. Das primäre Ziel unserer Arbeit ist die Organisation arbeitsweltbezogener Teilhabe. Das kann durchaus eine Eingliederung in die Werkstatt sein, muss es aber nicht. In vielen Fällen kann eine arbeitsweltbezogene Teilhabe „an der Werkstatt vorbei“ mit den Mitteln und Möglichkeiten der Förderstätte gelingen. Das beginnen wir in der ASB-Tagesförderstätte in Bremen.

Wir bieten verschiedenste Tätigkeitsmöglichkeiten in kleinen Arbeitsgruppen und Werkstätten und versuchen, für jeden Beschäftigten unserer Einrichtungen ein passendes Arbeitsangebot zu finden. Das machen wir seit über 25 Jahren mit viel Erfahrung und gutem Erfolg.

„Wo finden wir anregende, offene Orte, an denen wir mitarbeiten können?“ haben wir uns mit Stefan Doose (2011, 93) seit 2010 gefragt. Warum gehen wir nicht ins Regelsystem, dahin, wo die Arbeit stattfindet und versuchen uns dort einzubringen. Und so haben wir begonnen, uns in unseren Sozialraum einzubringen, Kontakte zu knüpfen, an Gremien und Arbeitskreisen teilgenommen und gefragt, wo wir mitarbeiten können. Daraus haben sich sehr schnell einige Gelegenheiten ergeben, zum Beispiel:

5x /Woche arbeiten wir in einer kleinen Friedhofsgärtnerei
1x/Monat verteilen wir den Gemeindebrief der Kirchengemeinde
2x/Woche arbeiten in Firma die Beleuchtungsanlagen für Windräder herstellt
2x/Woche gehen wir in ein Fahrradcenter
2x/Woche arbeiten wir beim NABU

9. Es verändert sich etwas...

...bei den Fachkräften:

Die Praxis verändert sich langsam. Der Blick auf die Menschen mit Behinderung ändert sich: man muss mehr die Kompetenzen in den Blick nehmen, wenn man Teilhabe am Arbeitsleben gestalten will. Auch der Blick auf den Sozialraum verändert sich. Der Anfang ist es, sich

überhaupt im Sozialraum auszukennen und zu bewegen. Die meisten Mitarbeiter/innen wohnen nicht dort, wo unsere Einrichtung ist. Sie kennen sich in der Umgebung kaum aus. Eine Sozialraumanalyse im Büro am PC schadet niemandem, hilft aber auch nur begrenzt weiter. So können wir „unser“ Gebiet betrachten, suchen uns Statistiken über Einkommen, Wahlverhalten, Durchschnittsalter, Ausländer- und Arbeitslosenanteil usw. Aber damit wissen wir noch nicht viel darüber, wer dort wie lebt. Dazu müssen wir in den Stadtteil gehen, Menschen und ihr Leben dort kennen lernen, one-to-one-Situationen suchen. Das geschieht nicht beim Benutzen unserer Spezialbusse, sondern bei der Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel oder zu Fuß.

...für die Menschen mit den Behinderung:

Wir haben (noch) nicht die Zeit und die Mittel für eine gründliche Evaluation, aber es gibt Veränderungen in den Fähigkeiten, im Verhalten, im Selbstbewusstsein, in der Lebensqualität. Es entsteht eine hohe Form von Identifikation mit der neuen Arbeit. Viele Erfahrungen, die in der Arbeit gemacht werden, kann eine Einrichtung intern nicht bieten. Aufgaben und Erfahrungen wie das abzählen von Korken beim NABU oder die Auseinandersetzung mit Plastikfolie in der Gärtnerei stehen in den Arbeitsangeboten in einem Sinn- und Kooperationszusammenhang und sind nachhaltiger, als ein Angebot im Kügelchenbad des Snoezelraumes oder ein Abzähltraining im Gruppenraum. Selbst der Genuss einer Tasse frisch gemahlene Cappuccinos mit dem Chef des Fahrradcenters nach getaner Arbeit bietet (für alle Beteiligten) andere Bildungs- und Erfahrungsmöglichkeiten als die Tasse Filterkaffee im Gruppenraum der Tagesstätte.

...im Sozialraum:

Wenn „Räume ... keine absoluten Einheiten, sondern ständig (re)produzierte Gewebe sozialer Praktiken“ sind (Kessler, Reutlinger 2007,19), dann verändern auch wir sie durch unsere „sozialen Praktiken“. In dem Blumenladen war es im Sommer 2012 eine Floristin, die uns unterstützt hat. Wir konnten nur kommen, wenn sie da war. Inzwischen haben die schwerstbehinderten Menschen guten Kontakt zu allen Mitarbeiterinnen, auch die Kunden kennen uns, es entstehen weitere Kontakte.

...für die Einrichtung:

Die Einrichtung erlebt seit einigen Jahren eine hohe Nachfrage nach Plätzen. Die Eltern nehmen ihr Wunsch- und Wahlrecht zunehmend wahr, vergleichen und oft entscheiden sie sich dann für uns. Bundesweit (und darüber hinaus) erfährt die Einrichtung Beachtung und Anerkennung.

Natürlich gibt es auch Grenzen, Probleme, Hindernisse auf verschiedenen Ebenen, personell natürlich, aber auch auf solchen, von denen wir vorher gar nicht gedacht haben, dass es sie gibt. Manches lässt sich lösen, manches jetzt nicht, dann muss es anders weitergehen.

10. Und ist das nun ein neuer Hype?

„Die Erziehungswissenschaft ist eine Disziplin, die in besonderer Weise anfällig für die Aufnahme von Wörtern zu sein scheint, mit deren Hilfe sie sich selbst ihre up-to-dateness

attestiert. In schwindelerregendem Tempo werden Begriffe und Konzepte assimiliert, ohne dass deren Herkunft, Entstehungskontext und vor allem Verwendungszusammenhang noch eigens reflektiert würde.“ (Bernhard 2012, 342)

Wir haben schon viele Hypes erlebt: Eine Zeitlang wurde jeder Quark, der mit Menschen mit Behinderung angerührt wurde, zum Therapiequark hochstilisiert. Dann war plötzlich alles was wir machen nicht mehr Betreuung, sondern Assistenz, und wenn es gar nicht gepasst hat, nannten wir es „intervenierende Assistenz“. Wenn man im Wohnheim zwischen Marmelade und Mortadella zum Frühstück wählen konnte, war das Empowerment und sobald wir unsere Zeitung am Kiosk nebenan gekauft haben, war das Integration. Zurzeit müssen wir die „Integration der Inklusion in die Segregation“ (Feuser 2015, 266) erleben.

Und jetzt Sozialraumorientierung? Ich denke, wir sind anfällig für neue Begriffe, die sinnentleert auf die Fahnen geschrieben werden, hinter denen die alte Praxis sich kaum verändert. Aber wir sind da nicht allein.

In der Sozialen Arbeit gibt es das Fachkonzept Sozialraumorientierung, aber auch die Sozialraumorientierte Soziale Arbeit, das Quartiersmanagement, die Gemeinwesenarbeit, die Communityorientierung, die Settlementarbeit, die sozialräumliche soziale Arbeit, die kategoriale GWA, die katalytische, die aktivierende, die katalytisch-aktivierende, die konservative, die reformpädagogische, die aggressive, die integrative, die wohlfahrtsstaatliche, die systemerhaltende und die systemverändernde Gemeinwesenarbeit, ganz zu schweigen von der soziokulturellen Arbeit in der Schweiz, der Milieu- und Netzwerkarbeit, der Stadtteilbezogenen Arbeit, der aktivierenden Stadtteilarbeit, dem Grätzel-Management in Wien, dem Stadtteilmanagement, der stadtteilbezogenen Sozialarbeit, der nicht-territorialisierenden raumbezogenen Sozialraumarbeit und dem Community organizing, der Nahraumorientierung, der sozialraumsensiblen Sozialen Arbeit oder der Sozialraumarbeit. (vgl. Kessl, Reutlinger 2007; Landhäußer 2009, 55f; Franz et al 2011; Hinte 2009).

Das hat schon was von Hype..., sollte uns aber egal sein! Der Weg von der Aussonderung zur Teilhabe geht nur durch den Sozialraum. Es gibt eine Einheit von Teilhabe (oder Inklusion), personenzentriertem Arbeiten und Sozialraumorientierung. Eines geht nicht ohne das andere. Ob das, was wir machen, Sozialraumorientierung in Reinform ist, mag der Beurteilung der „schreibenden Fachwelt“ (Hinte 2009, 26) überlassen werden. Wir steigen nicht in ein Gemeinwesen, was zu gestalten ist, ein, sondern versuchen, uns aus einem Exklusionssystem herauszuentwickeln. Dazu nutzen wir Puzzleteilchen der Sozialraumorientierung und legen erste kleine Mosaiksteinchen einer sozialräumlichen Konzeption.

„Das Gebäude ‚Sozialraumorientierung‘ wird also dauernd renoviert, aber sein Charakter bleibt erhalten“ (Hinte 2008, 22). So gesehen renovieren wir nicht das Gebäude, aber wir versuchen, unser Zimmer zu öffnen und nach und nach neu einzurichten.

Natürlich warten die Bürger nicht darauf, Menschen mit schwersten Behinderungen zu assistieren. Aber wenn wir unsere Einrichtungen verlassen, verändern wir die Welt ja schon ein bisschen damit. Unsere Arbeit als Fachkräfte verändert sich, also verändern wir uns auch. Die Menschen mit Behinderung verändern sich, und durch sie verändert sich der Sozialraum selbst.

Wenn wir nur auf den großen gesamtgesellschaftlichen Entwurf warten nach dem Motto: „Wenn die Inklusion fertig ist, dann machen wir auch mit.“ wird es nicht gelingen.

„Es kommt darauf an das Andere nicht nur zu denken, sondern es zu *machen*.“ (Basaglia 1980, 39)

Uns erwartet ein mehrjähriger Prozess, der zwar einzelne Leuchtturmprojekte nicht ausschließt, Verlässlichkeit und Kontinuität sind aber wichtiger als kurzfristige Maßnahmen oder Einzelaktionen. Alle kriegen zwar „rote Backen und feuchte Augen“ wenn sie Inklusion hören und sagen, aber es erfordert „die Mühsal der Umsteuerung und die Bereitschaft, sich auf einen zehn- bis 20-jährigen Prozess mit nicht unbedingt sicherem Ausgang einzulassen.“ (Hinte 2011, 105f).

Es gibt immer viele Hindernisse in Gegebenheiten, in Strukturen, in Gesetzen, in unseren Köpfen. Aber wir müssen anfangen, so zu denken und zu handeln. Wer mit der Welt in Kontakt kommen will, muss dorthin gehen, wo die Welt ist.

Literatur

- Antor, Georg; Bleidick, Ulrich** (Hrsg.)(2001): Handlexikon der Behindertenpädagogik. Stuttgart: Kohlhammer
- Basaglia, Franco; Basaglia-Ongaro, Franca** (Hrsg.)(1980): Befriedungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen. Frankfurt/M.: EVA
- Basener, Dieter; Häußler, Silke** (2008): Bamberg bewegt. Integration in den Arbeitsmarkt: Eine Region wird aktiv. Hamburg: 53^o Nord
- Bauman, Zygmunt** (1995): Postmoderne Ethik. Hamburg: Edition Hamburg,
- BDA (Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände)** (2011): Schriftliche Stellungnahme zur Anhörung von Sachverständigen. Nationaler Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention. Deutscher Bundestag, Ausschussdrucksache 17(11)663. Berlin.
- Beauftragte der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen** (2014): Die UN-Behindertenrechtskonvention. URL: http://www.behindertenbeauftragter.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Broschuere_UNKonvention_KK.pdf?__blob=publicationFile (letzter Abruf: 26.8.2015)
- Becker, Heinz** (2015): Teilhabe am Arbeitsleben für Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung. In: Behinderte Menschen 38(2015)2, S. 41-47
- Bernhard, Armin** (2012): Inklusion – Ein importiertes erziehungswissenschaftliches Zauberwort und seine Tücken. In: Behindertenpädagogik 51(2012)4, S.342-351
- Braun, Karl-Heinz** (2004): Raumentwicklung als Aneignungsprozess. In: Deinet, Ulrich; Reutlinger, Christian (Hrsg.): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. VS: Wiesbaden. S. 19-48
- Bundesvereinigung Lebenshilfe** (2012): Teilhabe am Arbeitsleben personenzentriert ausgestalten. In: Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hrsg.)(2015): Teilhabe durch Arbeit. Ergänzbare Handbuch zur beruflichen Teilhabe von Menschen mit Behinderung. Marburg: Lebenshilfe. 1.1
- Deinet, Ulrich** (2007): Aneignung und Raum – sozialräumliche Orientierungen von Kindern und Jugendlichen. In: Deinet, Ulrich/Gilles, Christoph/Knopp, Reinhold (Hrsg.): Neue Perspektiven in der Sozialraumorientierung. Berlin: Frank & Timme. S. 44-63
- Degener, Theresia** (2013): Bericht aus Genf Nr. 4/2013. URL: <http://www.efh-bochum.de/homepages/degener/> (letzter Abruf: 16.6.2014)
- Dörner, Klaus** (2007): De-Institutionalisierung im Lichte von Selbstbestimmung und Selbstüberlassung. Vortrag Universität Hamburg, 27.11.2007. URL: www.zedis.uni-

[hamburg.de/www.zedis.uni-hamburg.de/wp-](http://hamburg.de/www.zedis.uni-hamburg.de/wp-content/uploads/2008/01/dorner_deinstitutionalisierung.pdf)

content/uploads/2008/01/dorner_deinstitutionalisierung.pdf (letzter Abruf: 13.6.2014)

Doose, Stefan (2011): Persönliche Zukunftsplanung in der beruflichen Orientierung für Menschen mit schwerer und mehrfacher Behinderung. In: Leben mit Behinderung Hamburg (Hrsg.): Ich kann mehr! Berufliche Bildung für Menschen mit schweren Behinderungen. Hamburg: 53°Nord-Verlag. S. 93-111

Doose, Stefan (2013): „I want my dream!“ Persönliche Zukunftsplanung. 10. Auflage. Neu-Ulm: AG-SPAK

Fehren, Oliver (2011): Sozialraumorientierung sozialer Dienste. In: Evers, Adalbert; Heinze, Rolf G.; Olk, Thomas (Hrsg): Handbuch Soziale Dienste. Wiesbaden: VS Verlag. S. 442-457

Feuser, Georg (2015): Inklusion. Eine Forderung nach Gleichheit, Solidarität und Bildungsgerechtigkeit. In: Behindertenpädagogik 54(2015)3, 257-269

Franz, Daniel/Lindmeier, Bettina/Ling, Karen (2011): Personorientierte Hilfen, Soziale Netzwerkförderung, Umfeldkonzepte. In: Beck, Iris/Greving, Heinrich (Hrsg.): Gemeindeorientierte pädagogische Dienstleistungen. Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik Band 6. Stuttgart: Kohlhammer. S. 100-109

Fraser, Nancy; Honneth, Axel (2003): Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Fröhlich, Andreas (2014): Wenn teilhaben nicht so einfach ist. Teil haben, Teil nehmen, teil sein und seinen Teil dazu geben können... Vortrag auf dem 42. Martinsstift-Symposium Linz, 17.10.2014. In Behinderte Menschen 38(2015)2, S.25-30

Grampp, Gerd; Hirsch, Stephan; Kasper, Clemens; Scheibner, Ulrich; Schlummer, Werner (2010): Arbeit. Herausforderung und Verantwortung der Heilpädagogik. Stuttgart: Kohlhammer

Grotemeyer, Grid (2015): „Draußen arbeiten kann mit allen klappen“. Tagesförderstätte des ASB Bremen. In: Klarer Kurs. Magazin für berufliche Teilhabe 8(2015)1, S. 24-29

Hinte, Wolfgang (2008): Sozialraumorientierung. Ein Fachkonzept für Soziale Arbeit. In: Deutsche Heilpädagogische Gesellschaft: Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe. DHG-Schriften Nr. 14, Bonn, Jülich: DHG. S. 15-22

Hinte, Wolfgang (2009): Eigensinn und Lebensraum – zu Stand der Diskussion um das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 78(2009)1, 20-33

Hinte, Wolfgang (2011): Sozialräume gestalten statt Sondersysteme befördern. In: Teilhabe 50(2011)3, S. 100-106

Hinte, Wolfgang; Lüttringhaus, Maria; Oelschlägel, Dieter (2001): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Münster: votum-Verlag

Kistner, Hein (2013): Arbeit ermöglichen! Wie aus Schwierigkeiten Erfolgserlebnisse werden. In: Maier-Michalitsch, Nikola J.; Grunick, Gerhard (Hrsg): Leben pur. Bildung und Arbeit von Erwachsenen mit schweren und mehrfachen Behinderungen. Düsseldorf: Verlag selbstbestimmtes leben, S. 80-86

Jahoda, Marie (1983): Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Weinheim: Beltz

Jahoda, Marie (1984): Braucht der Mensch die Arbeit? In: Niess, Frank (Hrsg.): Leben wir, um zu arbeiten? Köln: Bund-Verlag. S. 11-17

Jantzen, Wolfgang (2011): Arbeit und Persönlichkeitsentwicklung. In: Dederich, Markus; Jantzen, Wolfgang; Walthes, Renate (Hrsg.): Sinne, Körper und Bewegung. Enzyklopädisches Handbuch der Behindertenpädagogik Band 9. Stuttgart: Kohlhammer. S. 161-170

Jantzen, Wolfgang (2015): Inklusion als Paradiesmetapher? Zur Kritik einer unpolitischen Diskussion und Praxis. In: Behinderte Menschen 38(2015)3, S. 13-17

Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (2007): Sozialraum. Eine Einführung. Wiesbaden: VS

Koenig, Oliver (2015): Ausschluss von Erwerbsarbeit - eine gesellschaftlich legitimierte Gewalthandlung. Erschienen in: bidok works 13/2015. URL: www.bidok.uibk.ac.at/library/koenig-ausschluss.html (letzter Abruf: 5.7.2015)

Landhäußer, Sandra (2009): Communityorientierung in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS

Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft (2012): Inklusion vor Ort. Der Kommunale Index für Inklusion – ein Praxishandbuch. Berlin: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge

Negt, Oskar (1987): Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Frankfurt: Campus

Pörtner, Marlis (2008): Ernstnehmen – Zutrauen – Verstehen. 6. Aufl. Stuttgart: Kett-Cotta

Rogers, Carl R.(1984): Freiheit und Engagement. München: Kösel

Sierck, Udo (2012): Budenzauber Inklusion. In: Behindertenpädagogik 51(2012)3, S. 230-235

Stövesand, Sabine (2011): Gemeinwesenarbeit als Instrument neoliberaler Politik? URL: <http://www.stadtteilarbeit.de/grundlagen-zn/330-gwa-neoliberalpolitik.html> (letzter Abruf: 8.8.2011)

Trenk-Hinterberger, Peter (2015): Arbeit, Beschäftigung und Ausbildung. In: Degener, Theresia; Diehl, Elke (Hrsg.): Handbuch Behindertenrechtskonvention. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. S. 105-117

Weber, Max (1904/2006): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Erfstadt: area

Kontakt

Heinz Becker
Goethestr. 8
D-28832 Achim
Heinz.Becker@nord-com.net

Bereichsleiter ASB-Tagesförderstätte Bremen
Elisabeth-Selbert-Str. 4
D.28307 Bremen
h.becker@asb-bremen.de
Tel. 0049 (0)421 4100410